

WALTER THÜMLER · BERLIN

PENUELS HÜGEL

Auszug

Warum Dichtung? Weil man den Kosmos in einem Wort unterbringen kann. Gott hat diese Möglichkeit gewollt und geschenkt. Das Gedicht ist eine gültige Rede. Es hat etwas vom Sprechen Gottes, darin Sprechen und Schöpfung eins sind. «Und Gott sprach...» Alle Künste partizipieren an diesem gegenwärtigsetzenden, erschaffenden Sprechen Gottes.

Für das Kind und für den Gläubigen, dem Gott sich schenkt, sind alle Dinge voll. Beim Kind hat das instrumentalisierte und instrumentalisierende Wissen noch nicht Platz gegriffen; im Glauben ist es überwunden. Gott erfüllt des Gläubigen Intro- und Extrospektion. Dieser hat neben dem Ort des Wissens, diesem «Gast der Wirklichkeit», den Ort der Seele. Da er diesen Ort nicht aus sich allein bewahren kann – denn die Angst führt ihn wie jeden Menschen zur Instrumentalisierung –, ruft er Gott an, und jetzt wird das Wort Jesu zum Wort der Wahrheit: «In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden».

Unsere Natur glaubt zu wissen, was sie sich wünscht und welche Tat zur Erfüllung des Wunsches führt. Sie glaubt, sie ist allein mit ihrem Wunsch und ihrer Spontaneität. Sie nimmt sich nicht als in der Hand Gottes wahr, auch wenn sie ein sie Umgebendes fühlt. Erst die Ebene der Ethik eröffnet uns, dass wir mehr als Natur sind. Unsere Natur will nur kennen, was *vor* der Tat liegt, nämlich die Sorgen, Sehnsüchte, Bedürfnisse, Notwendigkeiten. Gott wird aber mächtig *nach* der Tat. Hier zeigt sich, dass unserem Sein ein sittliches Gesetz innewohnt, das wir verfehlen können. Weil es diese Grundverschiedenheit von *vor-der-Tat* und *nach-der-Tat* gibt, gab Gott uns die Gebote, uns zu warnen vor jenen Taten, die das Gottesverhältnis zerstören, und uns jene Taten zu gebieten, die es erbauen. Unsere selbstsichere Natur kann gar nicht verstehen, warum diese oder jene unscheinbare Tat auf unser ganzes Sein wirken soll. Jedoch *nach* der Tat erfahren wir, dass wir von Gott zur Verantwortung gezogen werden und auch von den Menschen, denn diese üben das Gericht Gottes unwissend aus. Jetzt hat unser Geist nur die Möglichkeit zu lügen, d.h. zu verdrängen, oder zu bekennen und damit Gott Wirklichkeit werden zu lassen.

WALTER THÜMLER, geboren 1955 in Oldenburg, lebt seit 1985 als freier Autor in Berlin. Ferner Übersetzer- und Herausgebere Tätigkeit. – Obiger Text ist ein Auszug aus einem umfangreichen, noch unveröffentlichten Sentenzenbuch.

«Rühme dich nicht wider die Zweige», ermahnt Paulus die Heidenchristen, «rühmst du dich aber wider sie, so sollst du wissen, dass nicht du die Wurzel trägst, sondern die Wurzel trägt dich». Das Judentum bürgt für das Wort Jahwes. Das Christentum dafür, dass dieses Wort Fleisch geworden ist. Aber bevor das Wort Fleisch werden kann, muss es «Wort» sein. Insofern kommt das Heil von den Juden, denn das Judentum zeigt uns den Gott Abrahams, den Gott Isaaks, den Gott Jakobs. Darauf baut das Christentum auf. Aber damit das Wort nichts anderes als Fleisch wird und als dieses Fleisch Mensch ist, bedarf es des Christentums. Judentum und Christentum sind Brüder in der Bewahrung des Wortes Gottes.

«Der Tod Gottes», «das Ende der Geschichte», «das Ende der Kunst» usw., es sind Tode einer bestimmten Rede, nämlich der ökonomischen, Tode dessen, was Maschinen der Objektivierung geworden sind, statt in der Gottesoffenheit zu existieren. Wer von diesen Toden in einem letzten Sinn redet, bezeugt, dass er selbst solcher Seins-, solcher Objektivierungsrede aufsitzt, also das Sein als Polis und die Polis als Sein nimmt. Ein endliches Gottesbild versucht die als endlich entlarvten Götter abzuschaffen, aber gleichzeitig die eigene endliche Rede unendlich zu machen. Oder aber ein unendliches Gottesbild versucht als Kritik auf die Herrschaft eines endlichen Gottesbildes hinzuweisen oder darauf, dass Gott sich seiner gemutmaßten Verfügbarkeit entzogen hat. Übrig bleibt ein Perpetuum mobile als Simulakrum unserer Verabsolutierungen, aber auch ein Gefühl dafür, was Gott nicht ist.

Eines der Wunder am Christentum ist, dass es nicht nur die Stimme als Wahrheitssprache kennt, sondern auch das Differenzmittel des stimmlosen Schweigens der Schrift. Jesus lässt gegenüber Herodes das kalte Schweigen der Schrift walten, und gegenüber den Selbstgerechten unter den Pharisäern schreibt er mit dem Finger auf die Erde. Gott lässt das kalte Schweigen der Schrift seinem Sohn gegenüber in der Kreuzigungsstunde walten. Alle Differenz wird von Jesus Christus, der Streit und Friede zugleich ist, und nicht von einer abstrakten begrifflichen Einheit ein- und ausgefaltet. Aber ist Differenz nicht echt nur als irreduzibel? Differenz muss irreduzibel auf einen Begriff hin, darf es aber nicht auf die Person hin sein. Sonst entsteht ein abstrakter Deismus. Jesus Christus ist der persongerechte lebendige Kulminationspunkt allen Differenzierens. Er ist Präsenz und Nicht-Präsenz zugleich. Im Heiligen des Christentums hat das Profane stattgehabt. Vom Wort Gottes geht alles aus, aber im *Unterschied*. Und der Unterschied zur Stimme ist das antwortlose Schweigen der Schrift.

Jedes Stück, das wir mit unserem unerleuchteten Geist, unserem «schlechten Unendlichen», die anscheinenden Gesetze der Natur erforschen und für uns nutzbar machen, geht die Natur ein Stück zurück und ein Stück vor, macht sie einen Doppelschritt. Sie bewahrt ihr Geheimnis, indem sie sich immer in neue Gebiete zurückzieht und vor allem, indem sie das, was wir erforscht zu haben glauben, im gleichen Augenblick hinter uns unkenntlich wieder aufbaut. Die Narrheit unseres zielenden Blickes glaubt Klarheit vor sich zu haben. Aber diesen

Irrtum bemerken wir nur, wenn unser Blick sich umwenden muss. Was zielen wir in sogenannter «Natur» an? Gott im Gegebenen von unserem Kinderblick gesucht, oder von unserem bösen Blick, der sich nicht in Frage stellen lassen will. Unser Gottesgeschick legt sich mit jeder unserer Taten neu aus. Und was gilt, ist: Ist unser Tun durch Gottes Gnade rechtfertigendes Tun, befreit es die Seele nach hinten und nach vorne, nach oben und nach unten, oder nicht. Der Rest ist «Haschen nach Wind».

Das Christentum überbietet und erfüllt genau die Wahrheit, die auch die Kunst ist. Das Kunstwerk aber heißt: Jesus Christus, und ist ein lebendiger Mensch, und der Künstler heißt: Maria, und ist ein lebendiger Mensch, und der es schenkt, ist der lebendige Gott. Darum existiert ein Verwandtschaftsverhältnis zwischen Kunst und Christentum. Das Christentum ist «meistens weniger» als die Kunst, da es zumeist nur Zitat des Christlichen ist – wenn es nicht in der Gestalt des Heiligen zur Wirklichkeit der Heiligkeit selbst kommt –, während die Kunst zur Authentizität des Werkes gelangt. Das Christentum ist jedoch «immer mehr» als die Kunst, weil es von dem kündigt, wenn auch nur zitierend, «was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört und was in keines Menschen Herz gekommen ist».

Nach der Art unserer Fragestellung kann auch nur die Antwort ausfallen. Unsere Fragestellung ist bereits unser Gericht. Die Frage stellt der Geist in uns, mit dem wir richten. Hier wird deutlich, was Gnade, was Berufung ist: mit der von Gott gestellten Frage existieren und so zur von Gott gegebenen Antwort gelangen. Diese Frage kann man sich nicht selbst stellen. Aber Gott kann uns Einsicht in den Sachverhalt schenken. Das ist der Augenblick, da wir verstehen, warum wir um Erbarmen bitten müssen.

Bevor wir Jesus Christus, seine Unabdingbarkeit für unsere Erlösung verstehen, müssen wir als Heiden – für den Juden stellt sich die Lage anders dar, da dieser nicht erst *adoptiert* werden muss – Gott Jahwe, unsere Schuldverfangenheit, unsere Untüchtigkeit zum Guten, unsere beständige Apologie verstehen. Doch wer stellt die Frage? Die Frage stellt der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Ein kostbares Buch nützt dem nichts, der nicht lesen kann. So auch der Mensch in heidnischer Seelenlage. Er muss die Welt und sich selbst lesen lernen in aufrichtiger Wahrnehmung und ethischer Unbestechlichkeit. So wird er die Notwendigkeit göttlicher Intervention erkennen, in die Qualität des Hörens und schließlich zur Qualität der Frage kommen, der Gottes Antwort gilt.

Die hohe Freude des Dichters: ein Vollbringer zu sein, ein Schöpfer in der Ebenbildlichkeit Gottes. Es ist die Freude dieser Ebenbildlichkeit, die er dank Gottes Gabe wie ein Rausch erleben darf, aber nur für den Augenblick der Gabe, für den Augenblick, da das Werk *zur* Welt gekommen ist, danach ist er wieder der, der er vorher war: ein Niemand, oder besser, er weiß sich immer als ein Niemand, doch im Augenblick der Gabe im besonderen Maß. In diesem Augenblick darf er sagen: «Mir ist das, was am Herzen mir liegt, das Gedicht, gelungen».

Die Geschlechtlichkeit ist der Ofen, die Brandstelle des Körpers. Von ihr aus wird der Körper warm. Schürt man an diesem Ofen, glühen die Kohlen auf, und aus Wärme des Körpers wird Glut. Alle Körper untereinander heizen sich an. Die gesamte geschaffene Welt ist eine einzige Brandstätte. Darum kann auch das Feuer alles leibliche Dasein bedrohen, Feuer als das Innere des Leibes, außerhalb davon gesetzt. Aber ist das Geschlecht um seiner selbst willen oder um der Wärme des Körpers willen? Das Geschlecht hat jenen Sinn *in* sich, durch den es der Sinn eines Andern ist. Schüren wir diesen Ofen, ohne seinen Sinn auf den Andern hin zuzulassen, gibt das Geschlecht gewissermaßen eine Fehlermeldung. Es sagt: «Ich bin als Güte der Wärme in dir, aber ich bin mehr als du, ich bin das Offene der Zukunft und bin deine einzige Möglichkeit zu siedeln. Ohne mich gäbe es kein Wohnen». Und Wohnen ist niemals allein. Es meint: in der Falte der Erde sich gegenüber der Unendlichkeit als Geschöpf erkennen. In der Geschlechtlichkeit geht kein Wir über ein Ich hinweg, sondern es ist Gabe an das Ich *in* seinem Wir. Aber außer Zukunft und der Möglichkeit zu siedeln ist das Geschlecht auch Möglichkeit, zu mir zurückzukehren, meine Endlichkeit, die gleichzeitig trostreich und schrecklich ist, zu erleben. «Und sie erkannten einander». In der geschlechtlichen Vereinigung erkennt einer den andern in seiner Geschöpflichkeit. Erkennen ist hier gleichbedeutend mit Erschaffenwerden. In der geschlechtlichen Vereinigung sehe ich den anderen Menschen als die beglückende Tatsache, dass dieser weder Ding noch Gott ist, sondern Geschöpf genau wie ich. Dies haben die beiden einander offenbart. Und weil diese Erkenntnis, so bescheiden sie scheinen mag, nirgends auf der Welt sonst zu finden ist und die Erfahrung der Blöße von nun an in die beiden eingeschrieben ist, was Verheißung von Zukunft in sich trägt, gehören sie jetzt zusammen. Sie sind ein Haus. Und ihr Geschlecht ist die Brand- und Heizstätte. Alles ist bereit für den sichtbaren Zeugen einer unauslotbaren Zukunft: das Kind. In der Geschlechtlichkeit kommt verschiedener Sinn verschiedener Evidenz zur Geltung: das Fest, die Feier der Schönheit des Leibes, die Hingabe an den andern, die Nacktheit als Angenommensein in der Geschöpflichkeit, schließlich das Kind als Wunder der Zukunft.

Warum das Gedicht? weil der Fadheit der Sprachen überdrüssig irgendwann das Sprechen beginnen muss.

Wenn der Mensch sich nicht zum Glauben entschließt, sondern in Evidenzen verharren will, wird er zuletzt alles in Wissenschaft und Technik, ins Machbare umdeuten. Immer steht er in der Entscheidungssituation, jeden Augenblick befestigt er die eine Haltung oder lockert er die andere. Sein Bedürfnis nach Evidenz wird jedoch alles zu für die Vernunft wissbarer Natur machen wollen und, was sich dem verweigert oder entzieht, mit dem Zeichen des Unreinen, Kranken oder Unterentwickelten versehn. Andererseits ist das Zurückgehen auf Vernunftverhältnisse eine Möglichkeit, das Wahnhafte zu erkennen und sich dessen zu erwehren. Wahre Religion ist darum nicht vernunftwidrig, sondern höher als die Vernunft. Sie hat keinen Streit mit der Wissenschaft, sondern nur mit dem Menschen, der sich auf Evidenzen reduzieren will und so der Vernunft absoluten

Charakter gibt, sie wahnhaft macht, anstatt ihr den Charakter zu geben, der ihr zukommt: kritische Instanz der Wahrnehmung zu sein.

Der Dichter unterwirft sich durch die Dichtung dem Gericht der Sprache. Und die Sprache wird ihm durch das Werk Gedicht, Kunstwerk. Diese Werkwerdung ist Katharsis, und Katharsis ist ihm Werkwerdung. Sein Ziel ist darum nicht das Werk, sondern die Katharsis seines leibgeistigen Seins in der Ebene von «Stimme und Gestalt». Die religiöse Katharsis braucht das Werk in diesem Sinne nicht. Sie liegt vor dem Werk, tiefer als das Werk, jenseits des Werkes, hat ihren eigenen Vollzug, was einen eigenen Werkcharakter bedeutet. In diesem Werk ist das, was das Werk zum Werk macht, reine Entzückung durch Gott. Die Ebene des Erscheinens wird nicht befragt, aber «gesehn». «Und sie sahen seine Herrlichkeit.»

Um zu Jesus Christus zu kommen, muss man noch durch etwas Schlimmeres als durch die Leere im buddhistischen Sinn hindurchgehen, wiewohl diese Erfahrung der Leere eine Voraussetzung des Glaubens und des rechten Sprechens von Gott ist. Man muss im Innersten begreifen, dass man Gott nicht aus sich heraus versöhnen kann, aber um leben zu können, um in Gott leben zu können, man der Versöhnung bedarf. Der christliche Gott geht einen Schritt weiter als andere Religionen, wie unser Herz einen Schritt weitergeht. Die Beziehung, die durch Selbsttechnik, wie im Buddhismus, entsteht, ist viel, aber noch nicht das letztlich von Gott Gemeinte. Gott will eine Liebesbeziehung. Und das menschliche Herz will das auch, wagt aber nicht, das zu denken, weil nur Gott das denken darf. Das Schlimmere, durch das wir hindurch müssen, ist die Erkenntnis, dass diese Beziehung der Liebe zu uns Christi Tod notwendig gemacht hat. Wir müssen also nicht nur die Leere begreifen, sondern die Verfassung unseres inneren Menschen und die daraus folgende Wirklichkeit für die Liebe.

Was ist das Dämonische? Es ist der Wille, die Verantwortung durch die Freiheit dominieren zu wollen. An die Stelle des Primats des göttlichen Willens stellt das Dämonische die Freiheit. Von dieser Freiheit aus will es Gott – der Einzige, der die Freiheit gefährden kann – mit okkulten Mitteln sagen, was er zu tun hat und glaubt, ihn so zu verherrlichen. So kommt es nie zur Berührung der Seele mit dem Ethischen; Schönheit, wirkliche Freiheit und Leidensgestalt des Menschlichen leuchten nicht auf. Und wo das Ethische fehlt, gibt es nicht das wahre Religiöse: die Gotteschau in lebendiger Verbindung mit Buße und Reue.

Auf die Not der wachen Seele kann nur Heiligkeit antworten. Und die Seele weiß, was jene Heiligkeit ist. Gott hat ihr ein untrügliches Gespür dafür gegeben. Wie die Seele, die nach Kunst dürstet, nicht vom Kunstgewerbe gestillt wird, so die Seele, die zur Wahrheit verletzt wird, nicht vom Repräsentativ-Institutionellen eines Religiösen, das den Geist nur zitiert, nicht aber von ihm erschüttert ist. Aber sie wird nicht die Kirche misskennen, denn diese ist – trotz alles Kunstgewerblichen und Allzumenschlichen in ihr – durchwohnt und wird beständig neu erschaffen von unverlierbarer, sie selbst übersteigender Erschütterung.

Die übernatürlichen Gaben über die Liebe zu stellen ist eine Versuchung und eignet dem Anfänger im Glauben. Er denkt, das Werk Gottes – die Rede von Gott, Weissagungen, Heilungen etc. – wäre wichtiger als ein vom Werk befreites Herz. Er will immer noch weltlich die Welt retten, statt die Gemeinschaft mit Gott zu suchen. Aber es ist eben ein Zeichen des Anfängers – und wer dabei verharrt, gerät ins Dämonische. Dieser kann, wenn er das Werk des Glaubens ergreift, noch nicht hinreichend unterscheiden zwischen sich und dem Werk. Das Werk zieht ihn noch mit. Nicht so der in der Liebe Gereifte. Er wird das Werk gar nicht wirken, wird darauf verzichten, wenn er merkt, dass nicht Liebe ihn erfüllt, er das Werk nicht in Liebe beginnen und durchstehen kann.

Das Kunstwerk ist eine bestimmte Form der Verknötung, die nicht ihresgleichen hat. Es ist lebendige Ent-Sprechung zum lebendigen Lied des Un-Wissens und der Aporie, das in uns klingt, Lied, von dem uns kein Begriff erlöst.

Es gibt nichts, was wir am Gebet im Heiligen Geist unser eigen nennen können. Alles haben wir der Kirche entborgt, und die Kirche hat es Jesus Christus entborgt. Und Jesus Christus konnte nur aus dem Volk Israel hervorgehen und nur dank des Volkes Israel wirken, da nur dort der Gott geglaubt wurde, jene Glaubenshöhe bestand, in der die Wahrheit Christi eröffnet werden konnte. Die Heiden hätten gar nicht verstanden, was Jesus von ihnen gewollt hätte, und Jesus hätte auch nichts von ihnen fordern können, da sie nicht in der Würde eines Vertragsverhältnisses, des Bundes mit Gott standen. Das Vater Unser ist das Gebet, darin Jesus Christus und Israel am tiefsten zusammenklingen, das Gebet der Gebete. Wir verdanken es Israel, Jesus von Nazareth und der Kirche.

«Den Geist mit etwas außerhalb von ihm beschäftigen», das höchste, was man so finden kann, ist die Erkenntnis, nicht die Liebe. Ein Mensch oder eine Kultur, der oder die vor sich selbst auf der Flucht ist, beschäftigt den Geist solchermaßen mit etwas außerhalb von ihm selbst und ist für das Leben vor Gott unfruchtbar.

Der Mensch, der ein Werk schaffen will, muss eine tragische Möglichkeit in sich haben – oder umgekehrt, nur der wird das Werk schaffen, der eine solche Möglichkeit in sich trägt. In ihm muss etwas existieren, das als Schmerz auf das Opfer zeigt und gleichzeitig Zukunft verheißt, Anteil gibt an der Zukunft. Sein Werk entsteht als solch Anteilnehmen – was sein Verhältnis zur Zeit verändert, die Gegenwart in Wachheit und Spannung bringt, nicht unmenschlich, sondern menschlich macht – und als das Einigen der im Menschen und im Sein disparaten Welten. Sei das Werk religiös, künstlerisch, dichterisch oder philosophisch. Das sich im Menschen ausstreckende Tragische kann nur durch das Werk befriedet werden, auch wenn das Werk äußerlich ein Nicht-Werk wie das Schweigen sein sollte. Solch Mensch kann nicht mehr untergehen in den banalen Lebensläufen. Darum ist der in diesem Sinne vom Tragischen Ergriffene Zukunft. Das Tragische ist die glücklichste Anrede an den Menschen, aber auch die schrecklichste. Ab einem gewissen Punkt kann nur Gott noch trösten.

Der Sprache eignet die ganze Hilflosigkeit des Menschen. Und darin ist sie schön.

Wenn es zwei Gottesvölker gibt, Synagoge und Kirche, muss es auch zwei Weisen des Heils geben, und zwar Tora und Jesus Christus. Das Heil der Tora ist an das jüdische Volk und seine Erwählung gebunden, Jesus Christus an die Erwählung der Kirche. Die Tora ist der Grund, Jesus Christus ist die Sendung. Wie soll man ohne Dekalog und Abraham Jesus Christus verstehen? Trotzdem macht der Christ zumeist die Erfahrung der Tora nicht. Der nackte Jahwe-Glaube, darin Gott als Wort und ewiges Gesetz spricht, wird im Christentum vermenschlicht. Das «Außen» Gottes, jener Zustand, wo Gott weder innen noch außen, sondern exterioritär ist, kann verlorengehen. Dann wird Gott nur noch wirklich in der schaffenden Seele. Das Heil der Tora, die Erfahrung der Exteriorität Gottes, und das Heil Jesu Christi, die Erfahrung des allen Menschen zugänglich gemachten Heils als eines, das «in unserem Munde und in unserem Herzen» ist, bilden zusammen die Wahrheit des streitenden und gesendeten *einen* Volkes Gottes. Das Heil der Tora ist der *eine* Gott, jener, «der da sein wird, als der er da sein wird». Das Heil Jesu Christi ist «Ich und der Vater sind eins» und «mir ist alle Macht übergeben». Aber «das Heil kommt von den Juden». Es kommt von Abraham, von der Tora, von Jesus von Nazareth. Und wenn wir es in Jesus Christus ergriffen haben, müssen wir es in Abraham – im Auszug aus dem Vaterhaus und im Ausschauen nach der Verheißung – und in der Tora – im Gesetz Gottes, das nicht aufgehoben, sondern aufgerichtet und erfüllt wird, – bewahren, erneuern und gründen.

Die Kunst ist die Gabe, das Vermittelnde zwischen Gott und Mensch darzustellen. Sie ist eingegliedert in das Heilstun Gottes. Aber von ihrem heidnischen Sinn her versöhnt sie nur bis an die Grenze des Schicksals. Sie macht zur Annahme des Schicksals fähig. Das heidnische Genie versteht die Wahrheit als Naturgewalt. Es ist jenseits von Gut und Böse, aber noch nicht in der Ethik des Antlitzes. Vor der Schuld – sie reicht bis ins Wirklichsein Gottes – muss das heidnische Genie verstummen. Da bedarf es der Versöhnung durch Gott selbst. Und jetzt wird auch der Kunst ein neuer Horizont aufgetan.

Wir sind aus dem Denkgebäude, dem Vorstellungshaushalt, aus den Wahrheitsimplikationen des Christentums ausgezogen. Das Sein liegt wieder als ungestaltetes Meer mit seiner Größe, Macht, aber auch Gewalt und Unberechenbarkeit vor uns. Wir wohnen nicht mehr, wir hausen, tanzen, vegetieren. Wir sind wieder Wilde mit allem Ungeschlachten, Grausamen, aber auch Wirt-Sehnsüchtigen. Unsere Zivilisation und Technik ist die Bedingung, wodurch wir dieser Wilde *scharmlos* sein können. Aber Gott wendet uns Zivilisation und Technik wieder zu Naturgewalt und bremst uns so heraus aus der Möglichkeit, uns vollkommen zu vergessen. Wir stehen wieder am Anfang. Der Weg zu Gott geht über Abraham, Mose und Johannes den Täufer.

Wir können nicht ledig werden, sollen nicht «ledig werden des Gebets», wohl aber einer förmlichen und heidnischen Beterei. Jesus hat in der Stunde seiner tiefsten Verlassenheit gebetet, seinerseits den Kontakt zu Gott nicht abbrechen

lassen. Heißt das, dass Jesus Gott nur als den Anwesenden kannte und darum von Gott als dem Abwesenden belehrt werden musste? Die Erfahrung Christi ist keine Erfahrung, die sich auf Epistemologie oder auf das Gottesbild bezieht, so als würde Jesus hier vom Nichts der Mystik belehrt. Gott entkleidet ihn, um seinen Glauben in Treue zu bewähren. Jesus hält zu Gott ohne den Segen, ohne dass Gott antwortet, aus Treue.

Bekehrtheitsein: dass die Freude an Gott ein intensiveres Empfinden wird als die Angst des von ihm Überführtwerdens.

Die Kunst – dass sie möglich wird – ist eine Gabe Gottes. Die Gabe ist zunächst neutral, ist ein Instrument, darauf die Seele spielen kann. Und jede Seele spielt gemäß ihrer Erfahrung. Darum ist die Kunst keine wesentlich christliche Gestalt, denn als diese neutrale Gabe fehlt ihr der Überschnitt in die Gnade. Sie weiß nichts von der Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Doch da die Seele – wo sie aufrichtig ist – nur von Gott sprechen kann, wissend oder nicht, ist die Kunst sichtbarer Spiegel der Erfahrung Gottes im Menschen. Sie zeigt, dass die Wahrheit auf den Menschen bezogen, das Verhältnis zwischen Gott und Mensch kein Deismus ist. Sie ist Sprache, durch die wir unsere Sprache reinigen, unserer Seele Ausdruck verleihen können. Derart macht sie Wirklichkeit wirklich.

Das alte Christentum sah seine Mission bezüglich der Natur darin, den heidnischen Menschen aus seiner symbiotischen Verkeilung mit dem Weltkörper zu befreien. Es tat dies, indem es ihm die Souveränität Gottes vorstellte, ihm so eine Reflexionsebene gegenüber der Welt gab und damit Freiheit. Das neue Christentum, welches das alte ist, findet einen anderen heidnischen Menschen vor, jenen, der die Reflexionsebene gegenüber der Welt zur Welt gemacht hat und nun mit ihr seine Symbiose lebt und somit die Welt als Schöpfung ausschließt, aber sie doch benutzt. Demgegenüber muss das Christentum dem Menschen wieder die Welt als Schöpfung zeigen und ihn gewissermaßen in seine heidnische Bestimmung zurückrufen. Und doch geschieht jetzt etwas ganz anderes. Es ist Freiheit entstanden, und damit Reflexionsebene gegenüber der Welt. Jetzt wird der Mensch gerade durch Berührung und Begegnung mit der Welt aus seiner Selbstsicherheit der zur Welt gemachten Reflexionsebene gerufen.

Gegen das Künstler-Evangelium. Warum? Weil es den Bund der Erlösung, den Gott in Abraham, Mose und Jesus Christus geschenkt hat, unterschlägt. Weil es den Menschen auf das Ästhetische oder bestenfalls auf das Ästhetisch-Prophetische verkürzt und sich zuletzt gegen das größere Werk Gottes verschließt. So sehr die Kunst Träger von Wahrheit ist und ihr ein hoher Wert zukommt, so hat Gott uns doch eines höheren Niveaus von Wahrheit für würdig erachtet. Die Wahrheit Gottes, des Menschen, des Innersten der Welt, und gleichzeitig des Äußeren, des Faktischen, das über aller menschlichen Fassenskraft liegt. Ein Künstler-Evangelium, das wäre ein Rückfall in die Verehrung der Schönheit und damit in die religiöse Seelenlage des Schicksals. Aber hier ist mehr denn Schönheit.

Die Kunst kann uns nicht vollends öffnen. Das kann nur Gott. Da, wo uns die Kunst Religion wird, können wir nicht im entscheidenden Sinn aufgetan werden, denn die *poiesis* des Kunstschaffens steht in der Seele der *poiesis* der göttlichen Hand entgegen. Ihre Rede ist: «Wie ein gestreckter / Arm ist mein Rufen. Und seine zum Greifen / oben offene Hand bleibt vor dir / offen, wie Abwehr und Warnung».

Der Intellektuelle ist jemand, der nicht bis an seine äußerste Möglichkeit geht: an die Selbstverdummung und an die Verzweiflung, von wo aus er den Sprung des Glaubens machen könnte. Er bleibt im Seelenzustand der Teilhabe, was hier das Wissen ist, befangen und darum geneigt, das Denken zu verherrlichen. Er durchschaut nicht das System, darin seine Intellektualität gefangen ist, eben weil sie Intellektualität ist. Er dringt nicht vor zur Weisheit des Herzens. Nichtsdestotrotz hat er eine Aufgabe, aber nicht nach oben, sondern nach unten hin. Seine Aufgabe ist, das sich immer wieder verkrustende Dasein durch Frage porös zu machen, das Gewohnheit gewordene Denken zu befragen und somit Öffnungen, Zugänge zu ermöglichen. Des Intellektuellen Begrenzung ist, durch seine Fragen die Qualität der Antwort vorwegzunehmen und so die gewonnene Offenheit mit dem Denken einzuschränken. Er öffnet nicht die Frage, wo nur noch Gott antworten könnte, sondern nur eine Ableitung davon, zu dessen Beantwortung eine Technik des Denkens hinreichend ist. Dieses Hinreichende bildet dann die Teilhabe, ein Wissen. Anders jener, der die Gnade des Glaubens kennt. Er kann die Menschlichkeit, die er von Gott und angesichts Gottes erfährt, vor allen Ontologien der Natur, die das Denken aufrichtet, verteidigen, denn er hat verstanden: Gott ist eine Fülle in sich selbst.

Dass die Kirche und das Christentum unter das Verstehen der Repräsentation geraten sind, ist die Krise des Christentums. Die Kirche hat *Raum* und *Legitimation* freigesetzt, den bzw. die zuerst sie selbst, dann andere travestiert haben und nun gegen die Kirche ins Feld führen. Dass die Kirche sich psychologisch auf diesen Raum der Repräsentation bezieht anstatt auf Gott im unnahbaren Licht – denn «das ist seine ewige Kraft und Gottheit» –, das ist es, was sie so schwächt. Sie selbst verwechselt in ihrem Weg nach draußen die Inkarnation mit der Repräsentation. So kommt es im Streit mit dem Draußen nur zum Streit zwischen dem von der Kirche freigesetzten und dem travestierten Raum. Ein wenig fruchtbarer Streit, weil so der eigentliche, der der Gottesfrage, nicht ausgetragen wird.

Wir, in unserer Torheit, glauben, irgendwann an die Grenze unseres Machens und Erfindens zu kommen. Wir begreifen nicht, dass uns alles möglich ist: jeder Wahn, jeder Traum erfüllt sich. Wir können alles entdecken, alles erfinden. Dies liegt in der Möglichkeit und im Ernst unserer Freiheit. Doch durch dieses unser Machen und Erfinden richten wir uns. Für unser ewiges Leben bedeutet das Machen und Erfinden nichts, sondern vielmehr negativ, dass wir keine Früchte sammeln für das ewige Leben und vor Gott bei ausgezehrer Kraft und durch Erschaffung unnützer Probleme mit leeren Händen stehn.

Das Kunstwerk, das so schön ist wie die Liturgie. Ein solches Kunstwerk kann es nicht geben, sonst wäre die Liturgie nicht die Liturgie und die Kunst nicht die Kunst. Gegenüber dem Allgemeinen der Liturgie ist die Kunst das Besondere.

«Ich kann nicht gegen Gott ankämpfen, der mich in seine Kirche ruft ... Ich habe keine Macht, einen Finger zu rühren: Gott fällt die Entscheidung, nicht ich.» (Gerard Manley Hopkins). Gott ruft uns in seine Kirche. Und kein Mensch kann hier ohne Sünde widerstehen, so er gerufen ist. Gottes Ruf ist über alle Vernunft, was nicht heißt, dass wir nicht alle Vernunft in dieser Frage ausmessen sollen und dürfen. Dieser Ruf Gottes in seine Kirche ist wohl nur der Erfahrung vergleichbar, einen Menschen als Partner geschenkt zu bekommen. Wir müssen zu dem Geheimnis ja sagen, weil wir fühlen, er ist uns einmalig geschickt. Nie könnte unsere Vernunft den Partner wählen, finden. Gott muss das Entscheidende schenken, das, was über alle Vernunft ist und manchmal sogar wider die Vernunft erscheint. In ein solches Liebesverhältnis nimmt Gott uns auf, wenn er uns in seine Kirche ruft, nur dass hier der Partner kein sterblicher, der Sünde ausgesetzter Mensch ist, sondern Gott selbst. Dieser Ruf Gottes, das Offenbarwerden seiner Kirche vor unserem inneren Auge, ist uns näher als wir uns selbst. Was können wir gegen die Wahrheit Gottes?

Das Christentum ist vielleicht die grausamste Aufklärung. Tiefer noch als die buddhistische Leere ist die Tiefe, die in der Leere Gott als menschliches Antlitz erkennt. Ein Gott, der sich an uns ausgeliefert hat, mit dem wir alles machen können und eben darin uns selbst richten. Der, um ihn zu erkennen, den mystischen Tod zur Voraussetzung hat – und das ist gemäß der buddhistischen Leere –, der aber dann nicht abstrakt und neutral bleibt, sondern personal wird – als Antlitz.

Sollte es uns gelingen, vollkommen relativ zu werden? Das wäre im gewissen Sinn eine Leistung, insofern das Relative sich immer noch vom Absoluten her auslegt. Aber wirklich relativ kann nur sein, wer seine Höhe erklommen hat. Anders ist er nur depraviert, denn im solchermaßen Relativen sich zu begnügen, bedeutet zwangsläufig, ethisch Opportunist zu sein. Jetzt kann nur noch mein Wohlergehen das höchste der Ziele sein; nicht mehr Liebe zählt, die das Leben in Gefahr bringt, sondern Leben, das die Gefahr möglichst klein hält. Solche Vorstellungen erziehen uns zu Feiglingen und Zuschauern. Sie nehmen uns die Lebenskrone, in aufrichtiger «Sehnsucht nach dem Idealen» zu leben als des Reiches Gottes, das nicht von dieser Welt ist und darum nur wirklich werden kann als Sehnsucht und Gnade.

Inwieweit kann der Glaube Kunst machen? Der Glaube führt alles – wie wir von J. v. Kreuz gelernt haben – in die Nacht: den Verstand, das Gedächtnis, den Willen. Und in der Kunst ist es die Mimesis, die der Glaube in die Nacht führt. Wenn der gläubige Künstler an die Arbeit seiner Kunst geht, wird er die Mimesis an die Negation ausliefern, und wenn er sie doch benutzt, dann auf neuer seinsmäßiger Ebene. Der gläubige Künstler ist ein «Ins-Werk-Setzer» des Gottesdramas. Das ist seine Mimesis. Er begibt sich durch den Akt des Kunstschaffens,

auf Schrift, auf Sprache rekurrend, auf eine speziell-befreiende Ebene der *Trennung*. Er entrückt alles Seiende, schafft es um, selbst wenn er alles lässt, wie es ist.

Christentum und Judentum gehören zusammen. Sie sind *eine* universale Religion. Darum ist die Trennung von Kirche und Synagoge das «erste große Schisma» und deckt auf, wie wenig beide ihrer geistigen Berufung gefolgt sind, wie irdisch gesinnt sie noch waren oder sind. Israel hat die Offenbarung des wahren Gottes empfangen und in die Welt ausgestrahlt, Jesus Christus hat diese für alle Völker zugänglich gemacht, durch sich selbst. Vom Judentum wissen wir um Recht, Geschichte, Ethik und die höchste und freieste Geistigkeit. An die Fragen, die das Judentum gestellt hat, schließt das Christentum an. Und ohne diese Fragen fällt das Christentum aus dem Verstehen oder wird heidnisches Verstehen, verliert seinen erlösenden Charakter, um deswillen es einzig da ist. «Gottes Gaben und Berufung können Gott nicht gereuen». Die Erwählung Israels hält an. Die Erwählung derer, die durch Christus zum Volk Gottes gelangt sind, hält ebenfalls an. Jesus Christus ist die Tür zwischen den beiden Völkern des einen Bundes, «ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und Herrlichkeit für sein Volk Israel».

Im Dichter möchte die Sprache zu sich selbst kommen, das Kind sein, das sie ist, möchte, aus ihrer Dienstfunktion befreit, feiern können. Die Sprache wählt sich den Dichter zur Stimme. Alle Geschöpfe loben Gott auf diese oder jene Weise, die Sprache tut dies durch den Dichter. Er ist ihr Medium, durch das sie sich in die Verherrlichung Gottes rettet.

Gott spricht für unseren forschenden, im Wissen operierenden Geist in der Schöpfung eine Fremdsprache. Wir hören die feinen Nuancierungen, das Timbre, die Idiomatik nicht mit und übersetzen falsch, da unser Geist forschend nur auf das grobe Vokabular geht, nur darauf gehen kann. In diesem Geist werden wir keine Muttersprachler. Solch im Wissen operierender Geist hat die Grobheit und Fahrlässigkeit einer Maschine. Er stellt seine Wahrnehmung über das lebendige Wirken der Schöpfung. Nicht dass die Wahrnehmung falsch wäre, aber sie ist beschränkt. Solch Wissenschaft will sich nicht zugeben, dass sie mit einer Taschenlampe in die vordersten Millimeter einer Höhle leuchtet, die von unendlicher Weite ist und deren wahres Gesetz sich nur in dieser Unendlichkeit zeigt. Also, wie kann ich am Eingang eines Labyrinths auf den Ausgang schließen. Wie kann ich handeln, als könnte ich Verantwortung übernehmen, als hätte ich das unendliche Gesetz der Schöpfung erkannt, wo ich doch nur die ersten Schatten des Labyrinths gesehen habe und also erschauern müsste über meine kleine Erkenntnis. Ist das forschende Erkennen also böse? Nein, es hilft beim Vollzug der «Trennung», dabei, Natur nicht als Gott misszuverstehen. Aber es wird böse, wenn es im Verein mit Hybris die «Trennung» seinerseits wieder aufhebt.

Wer mit dem Engel um den Segen gekämpft hat, dem ist die Hüfte ausgerenkt, ist die natürliche, unmittelbare Kraft zerborsten zugunsten eines inneren Sehens, der ist im Gehör. Das ist der Segen: dass er Gott, den er vorher nicht kannte,

jetzt hört. Er weiß *Gespräch*. Nicht die Welt ist ihm beredt geworden – das war sie schon vorher –, sondern das Sein selbst ist ihm *Wort*, es ist verstehbar und sprechend geworden. Das Stumme hat eine Stimme, hat *die* Stimme erhalten und das Antlitzlose ein *Gesicht*.

Jesus ist das Zeichen und das Wunder, das den Gott Abrahams, den Gott Isaaks und den Gott Jakobs bestätigt, Gottes Zeugnis von sich selbst bekräftigt. In dieser Bekräftigung und Bestätigung Gottes nimmt Jesus sein Gericht wahr. Gott wendet sich nicht zuerst an unseren Glauben, sondern an unsere Aufrichtigkeit und Verantwortung. Aufrichtigkeit, die das Faktum Gottes als Geschichtswirklichkeit nicht aus der Welt lügt, und Verantwortung insofern, als wir über unser mögliches Glaubekönnen hinaus vom Gesetz Gottes in Anspruch genommen werden. Erst jetzt kommt das Glauben in den Blick. Diesem bietet sich Jesus dar; und es heißt: «Glaubt mir, dass ich im Vater bin und er in mir, wenn nicht, so glaubt mir doch um der Werke willen». Jesus steht nicht anstelle des Vaters –, denn «wer den Sohn sieht, sieht den Vater», aber er sieht den Sohn nur, wenn der Vater es ihm offenbart. Jesus steht unter dem Vater für den Vater ein. Er bekräftigt das Jahwe-Zeugnis, ist dessen vollkommenstes. Wer nun Jesus allein Gott sein lassen will, löst ihn von der Faktizität Gottes in seinem Volk Israel und delegiert alles an ein Glaubekönnen, das solcherart gar kein Glaube werden kann.

Der Heilige, was ist das? – ist er nicht jener, der sich ein Menschsein anmaßt, wo es doch um Objektivität der Schrift, um Ontologie der Natur geht? Muss er uns nicht leid tun? Als dieser Mensch ist er der einsamste Mensch. Weil niemand in sein Sein hineinreicht, niemand ihm die erlösende Frage stellen kann. Fragen heißt: sich für eine mögliche Antwort verantworten. Der Heilige ist jener, der durch die unendliche ethische Forderung hindurchgegangen und darum zu Gott gelangt ist und sich fortan vor der Verantwortung für den Menschen nicht fürchten muss. Seine Einsamkeit ist: «Ich trat die Kelter allein».

Dichtung und Kunst sind Gabe gewordene Dankbarkeit für die Gabe der Welt. Gott spricht durch die Welt – durch sein Geben der Welt ist er als Gebend-Abwesender in ihr – zum Dichter, zum Künstler. Dieser spricht, vom Gebenden die Gabe der Welt empfangend, durch die Gabe der Welt zu Gott als dem Gebend-Abwesenden. Er wird von Gott zum Gebenden gemacht. Dem Verhältnis, das Gott zum Menschen durch sein Geben der Welt einnimmt, entspricht der Dichter, der Künstler, getragen von der Gabe Gottes, auf der Seite des Menschen. Gott, Dichter und Künstler treffen sich im Geheimnis der Welt, darin Gott der Gebend-Abwesende ist.

Es gibt gerechte und ungerechte Rede. Die ungerechte Rede liebt zu sagen, hier sei kein Unterschied. Für sie ist alle Rede gleich. Wie auch anders, denn sonst könnte sie nicht mehr indifferent sein. Die ungerechte Rede ist ihrem Wesen nach Schmeichel- und Überzeugungsrede. Ihr großer ästhetischer Aufwand dient fadem Gewinnstreben. Ihre philosophische Bedingung ist: es darf keine Ethik geben, keine Gerechtigkeit. In ihrem Wesen als Schmeichel- und Überzeugungsrede ist

sie Verachtung des Angesprochenen in seinem Anderssein. Sie benutzt die Sprache so, dass das Sprechen der Sprache nur angedeutet wird. Im Innersten ist sie nichts anderes als Gespür und Antenne für die Konsolidierung dessen, was die Macht hat. Immer hält sie Ausschau nach dem, was die Macht hat oder wo diese sich befinden könnte. Sie kommt von der Macht und will zur Macht, auch wo keine Macht ist. Sie ist das Prinzip der Ausschließung des Anderen durch heuchlerische und täuschende Einbeziehung seiner. Die gerechte Rede hingegen ist nicht Reaktion auf jene, sondern unabgeleitetes Schauen, was *ist*. Von hier aus ist sie schöpferisch. Darum kann sie helfen und heilen. Sie kann, vom anfanglosen Anfang herkommend, korrigieren, kann das, was nahe am Wirklichen ist und darum von der ungerechten Rede verachtet wird, stützen. Darum ist sie Helfer der «Witwen und Waisen», der in jeglichem Sinne Armen, sie ruft den Anderen in sein Anderes, steht ihm in seiner Armut bei, spielt aber auch nicht den Armen gegen den Reichen aus. Sie lässt sich nicht vom Reichen oder vom Armen blenden, denn das wäre unbarmherzig. Die gerechte Rede sucht den *Unterschied*, der freisetzt, und ist eingedenk dessen, was Gefahr im Verzug ist, weiß aber um die Güte, die der Herr der Gefahr ist. Gerechte Rede will hören und gehörschaffen. Sie bedeckt unsere Blöße mit Barmherzigkeit.

Drei Dinge gibt die Kunst der Religion, sozusagen als Folie, aber auch als Sauer-teig: die Wahrheit über den Ort, wo der Mensch sich befindet, die echte Empfindung und damit auch das mögliche aufrichtige Wort, dann die nichtbuch-stäbliche Anschauung der Welt.

Das Volk Israel, der Jude, Jesus Christus, der Christ, das sind die Ärgernisse, die Gott als Keil in die auf Selbstbeharrung fixierte Welt geschlagen hat. Die Welt möchte ihrer Freiheit keine Fragen gestellt wissen. Sie möchte nicht hinab zum Gewissen. Möchte nicht Gottes Freiheit akzeptieren, die da heißt: «ich erwähle». Nur der böse, missgünstige Bruder kann solcher Erwählung gram sein. Nicht Israel, nicht der Christ erwählt sich, er wird erwählt. Seine Erwählung ist sein Schicksal. Wer nun Gott liebt, liebt auch dessen Erwählung. Warum sollte er ein Vorrecht dem bestreiten, der auch existentiell die Ausnahme ist. Wenn wir die Ausnahme akzeptieren, die das Volk Israel, die der Christ ist, akzeptieren wir die Bedingung, die unserem Heil vorausliegt, unser Sein als «unter der Bedingung», also unsere geschichtliche Existenz und bestätigen, dass unser Heil zwar da, aber noch nicht vollendet ist. Unsere Freiheit öffnet sich der Frage. Jetzt können wir ethisch werden, erhalten Recht und Gewissen. Das jüdische Volk bleibt als sichtbare Wunde Gottes auf der Erde, Jesus Christus ist die fleischgewordene Wunde in unserem Geist, unserer symbolischen Ordnung. Ohne das jüdische Volk ist das Christentum in Gefahr, der heidnischen Polisvergottung anheim-zufallen, ohne Jesus Christus ist das jüdische Volk in Gefahr, die universale Menschlichkeit Gottes zu verfehlen.

Nur der Erschütterte kann Kunst machen. An der Erschütterung ist wahre Kunst zu erkennen. Die Erschütterung sucht sich das Wie ihres Zur-Sprache-Kommens. Und das kann alles sein.

Wo wir Gott in unser Leben einlassen, wird es alsbald von Güte überstrahlt. Dann erleben wir so etwas wie Gastfreundschaft im eigenen Haus. Doch wie schwer, Gott nicht von der moralischen, nicht von der ästhetischen, nicht von der sektiererischen, nicht von der selbstgerechten angeblichen Wahrheit überherrschen zu lassen, unseren gebrochenen geschichtlichen Ort nicht gegen einen ungeschichtlichen, größtenwahnsinnigen abzutreten. Versuchung: mit der Wahrheit zu herrschen, anstatt sich ihrer Gebrochenheit zu stellen mit dem bisschen Liebe, des wir fähig sind.

In der Sprache arm im Geist sein: die Poesie, die Kunst.

Die nichterleuchtete Liebe ist eine symbiotische Liebe, ein Grauen. Gott muss unsere besitzergreifenden Herzen erleuchten, unsere Angst-Hezen, auf dass sie sich am Andern freuen, anstatt in ihn hineinzufallen oder ihn zu überwältigen.

Warum das Christentum Garant für die freieste und tiefste Kultur ist: weil in Jesus Christus die Welten zusammentreffen, die alte und die neue, die vertraute und die fremde, das Volk und die Völker. Es ist Garant, weil es sich vor nichts verschließen muss. Es steht in der Gnade, alles prüfen und das Gute behalten zu können. So ist das Christentum prinzipielle Offenheit und größte Weite und eröffnet ein reflexives, nichtabsolutes Verhältnis zum Seienden und zur Zeit. Jesus Christus als Nahtstelle der Zeiten, als Eckstein eines Seinsverständnisses, darin alle anderen Seinsverständnisse, sofern sie nicht totalitär sind, eine Sicherung ihres Bestehens finden. Hat also die Kirche die institutionelle Rolle der Religion inne, so ist Freiheit möglich. Die Kirche unterscheidet in ihrem Selbstverständnis zwischen sich und der Welt, zwischen Thron und Altar. Sie weiß um die zwei Schwerter. Sollte sie diese ihre Wahrheit vergessen, ihr nicht gerecht werden, kann die Welt ihrerseits diese durch negative Abgrenzung ergreifen, doch sie kann dies nur, weil die Kirche kein Mandat für den Thron hat, sondern für Gott, und Gott ist der Gott der Freiheit.

Die unechte oder auch irrende Religion instrumentiert ein «Sein ohne Seiendes» und verschlingt so das schwache Ich, jenes, das es vorzieht, nicht zu sein, anstatt sich im Glauben zu ergreifen, glaubend sein wahres Ich erst zu werden. So wird aus Religion Gewalt, Zwangsveranstaltung, die keinen differenzierenden Bezug mehr zulässt, zur Ausschließung führt. Dabei will das «Sein ohne Seiendes» gerade das gläubige Ich wachrufen.

Die Kunst, das Schöne ist heilende Generösität. Der Geist des Schönen ist jener, der diese Generösität verstanden hat, aufrechterhält und pflegt, ohne im geringsten narzisstisch zu sein. Er ist heilendes Selbstverhältnis der Freiheit. Es gehört zur Seligkeit und Höhe des Geistes, sich selbst so verstehen zu können. Er ist das Ja zu Gottes Neues Jerusalem. Darum die Sehnsucht: dass ein Mensch in seiner unschuldigen Leibesherrlichkeit unschuldig darum wissen und *sie* sein könnte. Bewusste Leibesherrlichkeit ohne Niedrigkeit in Denken und Gesinnung. Die Inszenierung eines vollendet schönen Selbstverhältnisses, Inszenierung, die man nicht merkt. Das ist die Sehnsucht der Kunst. Normalerweise erträgt der Mensch

es nicht, in seiner Schönheit zu existieren. Er verzweckt sich, macht sich klein, zum Sklaven und damit hässlich. Das ist der Sündenfall, dass er in seinem Geist nicht zur Höhe seiner Schönheit gelangt. Er schämt sich, weil ihm eine Stimme (nicht Gott) sagt, dass er nackt ist. Seine Angst verhindert, dass er seine Schönheit wird.

Es ist vielleicht schwerer, hat man die Gewissheit der Liebe Gottes erfahren, die Verweigerung, das mutwillige Gott-aus-dem-Weg-Gehen, das satanische Aufrichten einer Gegenmacht zu ertragen, als ohne die Gewissheit Gottes auskommen zu müssen und darum die Verstockung des Menschen noch nicht zu begreifen und an das indifferente Begehren ausgeliefert zu sein. Jesus Christus hatte diese furchtbare Hellsicht und musste darum am meisten leiden.

Der Glaube ist für die heidnische unerlöste Seele eine größere Lebensbedrohung als der Selbstmord.

Wie hat Jesus seine Jünger berufen? Er sah sie im alltäglichen Leben. Doch sie waren wie jemand, der weiß, dass das Eigentliche noch aussteht, aber auch weiß, dass es nicht in seiner Hand liegt, es zu bewegen, der aber über diese demütige Schwermut nicht seine Treue zum Irdischen vergisst. Sie hielten den Herrn unausgesprochen für möglich. Sein Ruf traf sie im Innersten, Natürlichsten. «Johannes, Andreas, Simon, Philippus, kommt und folget mir nach». Wäre diese Stimme Lüge, müsste das Sein selbst Lüge sein. Also ließen sie die Netze fallen, und das war vollkommen in der Ordnung. Er war im Recht. Eine nie gekannte Vollmacht ruhte auf ihm. Sah man das nicht? oder besser: hörte man das nicht? Ihre Einfalt hatte die Klugheit, gerade dies zu fühlen: sein Gesegnetsein, und also folgten sie ihm, dessen Stimme sie kannten. Aber wen sah Jesus? Er sah jemanden, der im Kern von Menschen nicht verführbar war, der höchstens aus Liebe eine Weile einen falschen Weg mitgeht. Jemand, der unverdorben in der Seele geblieben und die Stelle Gottes freigehalten hat. Jemanden, mit dem Irdischen betraut, sich des Irdischen liebevoll annehmend und doch unmöglich darin aufgehend. Dessen Seele hatte die Kraft der Zuwendung und das Feingefühl, wegzuschauen von der falschen Stätte, hatte die Vornehmheit, von der Verletzung zu wissen, und war doch ohne Misstrauen.

Der Denker denkt immer nur seinen Gegenstand: Wann wird er ihn auf sich selbst beziehen? Das wäre Weisheit. Und schließlich: Glaube.

Es gibt eine Rede, der der Sündenfall etwas Äußerliches ist, ein systematisches Moment: in das Reine fällt das Unreine, das Dunkle kommt von außen wie Zufall, wie blinde Gewalt. Das Reine und Unreine sind Vorfälle einer ontologischen Natur. So beginnt aller Gnostizismus. Die Realität des Sündenfalles ist etwas anderes. Leben müssen in der Differentialität, die nie eine Einheit findet, und in der daraus folgenden Unterdrückung und Leugnung der Differentialität. Diese Differentialität bis in ihre äußersten Tiefen, die menschliche Realitäten sind und kein Theorem, anzunehmen ist nur möglich in der Gnade der Vergebung. Vergebung kommt aus der Gnade, die die Einheit Gottes ist; von hier aus wird

Differenz verstehbar und sichtbar, erhält sie ihre Wirklichkeit zurück. Darum folgt aus der Gnade der Vergebung die Reue als innigstes Anerkennen dieser Differenz, als Bejahung und Wiedergutmachung am Anderen.

Den Ungläubigen muss man fragen, warum er seiner Freiheit nichts zutraut.

Dichtung ist gottesdienstliche Tätigkeit in den verschiedenen Graden der Gotteserkenntnis, nämlich als Ringen um das Sprach-Wort, um das Gestalt-Wort vor Gott. Das Wort, das die Dichtung sucht, ist das dem Erscheinen des WORTES fähigste Wort, fähig, indem es darunter zerbricht und in diesem Zerbrechen von dem wahren Gott kündet. Aber Dichtung ist ein «doppelgesichtiges Künden»: ein Künden von unten – ein Künden des Menschenwortes –, und ein heiliger Sang, das gesungene Gotteswort. Wird der von Gott Gerufene bei der Dichtung verharren können? Nein, er wird sie als Spott wegwerfen müssen, denn sie verglüht wie alles vor dem Feuer Gottes. Aber er wird früher oder später zu ihr zurückkehren, falls er sich zum Sagen im Erscheinen entschließt, zu ihr zurückkehren auf neuer Stufe, wissend um das Jenseits der Sprache Gottes, aber auch um das Hineintreten Gottes als Abwesenheit in ein Bild als Spur, des wir bedürfen.

Hyperion und Diotima, standen sie nicht an dem Abgrund, von wo aus man sich in den Glauben, in die Wiedergeburt stürzen muss, in das zweite Leben? Welchen Platz gibt es für den, der der Erde entrissen ist? Das ist der Kirche tiefster Sinn, für die so Verlorenen, für die von Gott aus der Erde Herausgebrannten da zu sein.

Das, was in mir glauben will, kann von dem, was ich glauben will, daran gehindert werden, in seine heilsnotwendige Differenz zu kommen, kann – selbst wenn es den Glauben in mir hört – den Unglauben, meinen tatsächlichen Atheismus, den Gott gar nicht auslöschen, sondern nur meiner Seele als Bedingung des Glaubens wirklich werden lassen will, wegdrücken und so versuchen, den Glauben in mir mit einer jenseitigen Idealität zu vereinigen. So ist ein Idealismus gewonnen, aber nicht der Realismus des Glaubens. Gott in der Weise der Differenz, darin die natürliche, auf Ausschluss zielende Identität nicht ins Ziel kommt, sondern die «Trennung» als glaubensnotwendig, ja als Vollzug des Glaubens selbst aufrechterhalten wird, zu glauben ist die Qualität, durch die der Glaube befreiender, zur Unterdrückung der Geister unfähiger Glaube wird. Er ist ganz Frage, ganz Gehör, ganz Gespräch. Dieser Glaube kann keinen Anstoß nehmen, aber er kann leiden an dem Versuch, seine Offenheit uneröffnet zu lassen oder sie zu schließen.

Die Kunst ist der kleinste und der größte Apostel. Der kleinste, weil sie die an die Welt verlorene Wahrnehmung zur Wesenswahrnehmung ruft. Sie bleibt im Stand des Bodhisattwas, bleibt Karsamstag. Ihr größter Akt ist, aus dem An-die-Phänomene-Verlorensein herauszurufen. Ihr Ort: die Vorhalle des Tempels. Sie wird nie Wesensbetrachtung, nie Buddha, nie Ostersonntag, doch kann sie im Geist der Wesensbetrachtung gearbeitet sein, in ihrem Erscheinen die Bruchstelle zur Wesensbetrachtung zeigen, als Ikonostase. Dann steht sie an der Altarschranke,

im Zeichen des Buddhas, des Ostersonntags. Trotzdem ist sie noch der kleinste Apostel, denn in der reinen Wesensschau ist Schweigen, Gebet und Nächstenliebe. Schließlich aber ist die Kunst größter Apostel, weil nur durch sie manche Seelen erreicht werden. Ihre Kraft ist: die Wahrheit der Sprache. Die Aufrichtigkeit, die in der Sphäre der Dinglichkeit nachprüfbar und nachvollziehbar ist im lebendigen Aufrufen der Freiheit. Die Wahrheit der Sprache zu erleben ist so etwas wie ein Unterpfand, dass es Wahrheit «geben» kann. Sensibilisiert für diese Wahrheit, die auch die Wahrheit des Ausdrucks ist, haben wir – wenn Gott uns zur Wesensschau ruft – eine Rezeptivität für Dinglichkeit, Sprache und Ausdruck und damit einen Maßstab, mit dem wir – wenn auch nicht absolut – Welt und Religion befragen dürfen. Jedoch ohne Ruf zur Wesensschau werden wir als Künstler zwischen dem Verlorensein an die Phänomene und der Wahrheit der Sprache verbleiben, nicht aber in die Beraubung durch Gott gelangen.

Vom Christentum reden als von den Tafeln, die zerbrochen werden müssen, oder dass der Dichter ihm gegenüber jener mit den zerbrochenen Tafeln sei, ist Tautologie und zeigt, wie sehr man Christentum als Religion des Buchstabens – und das kann jede Religion werden – auslegt. Christentum ist jedoch seinem Wesen nach Religion der zerbrochenen Tafel. Der Dichter kann helfen, dieses Verständnis offenzuhalten, denn alle Religion hat als Zeuge des Ewigen Neigung, sich zu ver-tafeln. Die Poesie ist der Maulwurf der Religion. Sie lockert den Grund, macht ihn luft- und wasserdurchlässig. Der Dichter geht von der zerbrochenen Tafel aus und kann – im Unterschied zur Religion – keine neue herstellen. Er erreicht aber seinerseits nicht die Höhe des Befunds: die zerbrochene Tafel als Fleisch und Blut Christi.

Die Kunst steht im Inkognito Gottes. Sie hat das Inkognito Christi präfiguriert und ahmt es nach unter der Bedingung der Gestalt. Sie hat teil an der Gnade des Weges, der Ungewissheit dessen, was das heißt: «Einer unter euch wird mich verraten», und sie antwortet, «Herr, bin ich's»? Die Kunst kann in ihrem Wesen nicht selbstgerecht sein, so wenig wie das wahre Leben vor Gott.

Wenn der Gläubige in die Kirche kommt, will Gott ihm sagen: «Ich sehe, dass du dich bemüht zu glauben, aber versuche nicht, mich mit deinem Glauben zu dominieren». Es gibt einen Glauben, der Gott von sich abhängig machen, Gott durch sich wirklich machen will. Ich muss mein Ich, das glaubt, vom Glauben, der von Gott genährt wird, unterscheiden lernen. Vor Gott ist *mein* Glaube nichts.

Große Kunst: wie kann sie anders als im Innersten tragisch sein. Die Frage ist nur, inwieweit sie verwundene Tragik ist, ohne komisch zu sein, Wort der Seelen-Rede.

Dass seit dem Sündenfall die Dankbarkeit aus dem Herzen gewichen ist, ist letztendlich der größte Schaden der Sünde Adams. Denn mit der Dankbarkeit ging auch die Frömmigkeit verloren. Ohne diese Dankbarkeit ist – auch wenn wir das in unserer Angst nicht wahrnehmen – alles sinnlos. Aber Gott schenkt in das ihn suchende Herz die Dankbarkeit zurück.